

Seit ich angekommen bin, summt mein Mobiltelefon. Ich gehe nicht ran. Gleich ist der Akku leer.

Ich sehe den Lac de Bienne, Jungfrau, Eiger und Mönch, viel Grün. Manchmal sieht man die Stadt, sie liegt oft unter einem nebeligen Dunst, dann verschwimmt sie, fasert an den Enden aus. Oft, wenn es in Biel regnet, scheint hier die Sonne. Das ist gut.

Das Loft habe ich sehr kurzfristig verkauft, bin in den Wagen gestiegen und losgefahren. Ich habe ein altes Bauernhaus gekauft. Ein großes Grundstück, umzäunt mit rostigem Weidezaun, Holzscheite, die um das Haus herum gestapelt waren. Ich habe alles entfernen lassen. Der Vorbesitzer hat einen Großteil der Inneneinrichtung da gelassen, eingestaubte Möbel, alte, vergilbte Bücher. Ein Innenarchitekt hat die Pläne gemacht, dann wurde renoviert. Währenddessen habe ich im *End der Welt* gewohnt, einem Hotel mit Wirtsstube. Am Eingang hängt ein Schild. Auch Robert Walser ist schon hier gewesen.

Mehrmals täglich bin ich vom *End der Welt* zu dem neuen Haus gelaufen, habe den Fortschritt der Umbauarbeiten verfolgt, überwacht. Es hat kaum vier Wochen gedauert, dann konnte ich einziehen. Besonders bemerkenswert: die alten Holzbalken, der Flat-Screen, der gusseiserne Herd, die Surround-Anlage, knarrende Dielen und die Bar.

Nach den ersten Tagen hatte ich das Gefühl, dass ich angekommen war. Ich saß vor dem Haus, auf dem Balkon oder im Wintergarten, sah auf etliche Hektar Wiesen, einst Weideland, begrenzt von Wald. In der Wohnstube lief der Fernseher. Tierdokumentationen. Eine Ansammlung von Pinguinen, die von Seebären gejagt werden. Die Augen der Pinguine sind durch ihre flache Hornhaut auf das scharfe Sehen unter Wasser ausgerichtet. Nicht immer schaffe ich es mich eine ganze Sendung lang zu konzentrieren, manchmal atme ich unruhig.

Selbst an verregneten Tagen setzt sich das Grün der Wiesen und Bäume gegen das Grau ab.

Menschen sehe ich nur selten. Wenn, dann sind es Touristen, meist Deutsche. Hin und wieder kommen einige aus Magglingen, sie wandern, grüßen und gehen weiter. Das ist mir recht. Ich will mit niemandem reden. Es passiert sonst nicht viel. Manchmal gehe ich spazieren, vor kurzem bin ich bis auf den Chasseral gewandert, den höchsten Punkt des jura bernois, die Wolken hingen in den Tälern. Oben habe ich einige Biere getrunken und wurde müde. Ich habe im Hôtel Chasseral übernachtet und bin am nächsten Morgen zurück zu dem Bauernhaus gewandert.

Man hört oft Kuhglocken, gegen Abend, früh am Morgen sieht man Rehkitze auf den Wiesen.

Einmal die Woche muss ich nach Biel, um einzukaufen. Während der Fahrt drückt es auf den Ohren. Der Höhenunterschied. Anfangs ging ich in die Migros und suchte vergebens nach Rotwein. Seither gehe ich zu coop, obwohl die Verkäuferinnen dort nicht so gut aussehen. Am Abend trinke ich eine Flasche, lese dabei und sehe mir Tukane im Fernsehen an. Sie fressen Insekten und kleine Tiere, manchmal rauben sie auch Vogelnester aus.

Dank der Abgeschlossenheit muss ich mich für Nichts interessieren.

Der Wirt vom *End der Welt*, ein alter, immer noch stämmiger Mann, hat mich für heute Abend zum Skatturnier eingeladen. Ich spiele kein Skat, werde aber trotzdem hingehen. Die Bank vor meinem Haus habe ich in die Sonne gerückt, den Wecker auf neunzehn Uhr gestellt.

Als ich aufwache, glühen meine Wangen und ich habe ein leichtes Stechen hinter der Stirn. Die Höhensonne, will ich denken. In das Waschbecken lasse ich kaltes Wasser und tauche mehrmals hintereinander meinen Kopf hinein, halte die Luft an und zähle langsam bis vierzig. Unter Wasser höre ich mein Herz schlagen, meinen Puls, der schneller wird.

Wenn ich auf hohen Brücken, oder auf Aussichtstürmen stehe, bekomme ich Angst. Es ist keine Höhenangst, vielmehr die Angst davor, dass ich hinunter springe. Ich lehne mich, soweit es nur geht, über das Geländer. Manchmal möchte ich die Körpermitte auf dem Geländer ausbalancieren. Dieses Gefühl habe ich auch, wenn ich unter Wasser bin.

*

Ich frottiere mir die Haare nach hinten und breche in Richtung *End der Welt* auf.

Im *End der Welt* kümmert das Rauchverbot niemanden, weder Polizei noch Ordnungsamt kontrollieren hier oben. Die Gäste sind Stammgäste, sie sitzen in der kleinen Wirtsstube an fünf Tischen verteilt, trinken ihr Bier, werfen abwechselnd Karten auf den Tisch, schweigen, rauchen. Es sind Männer mit zähen Gesichtern. Ihre Haut ist braun, die Bärte über ihren Mündern gelb vom Nikotin. Alte Bauern, denke ich, es fehlt der Nachwuchs. Es gibt keinen mehr, der noch zeitig aufstehen will, Holz hacken für den Winter oder Kühe von einer zur anderen Alm treiben. Außerdem, denke ich, wird es sich einfach nicht mehr lohnen.

Als der Wirt mich sieht, kommt er zu mir. Er ruft meinen Namen und klopft mir auf den Rücken. Die Männer schauen kurz von ihren Karten auf, dann spielen sie weiter. Wir gehen zur Bar, er drückt mir ein Bier in die Hand, wir un-

terhalten uns. Nach einiger Zeit hält er inne. Dann spricht er Hochdeutsch, mit starkem Dialekt. Er fragt mich, ob alle Arbeiten fertig sind, wie es mir geht, allein da oben.

Blauer Zigarettenqualm unter tief hängenden Lampenschirmen. Manchmal das Knistern der Glut.

Er winkt seine Frau heran. Das ist Anna, sagt er. Sie begrüßt mich. Sie ist braungebrannt, ihr langes Haar ist an einigen Stellen grau. Sie sagt, Urs hatte schon einige Schnäpse mit den Gästen und ist deshalb besonders mitteilsam.

Er wird zu einem der Tische gerufen. Ich verstehe nur soviel, er soll Streit unter den Gästen beilegen.

Sie fährt sich mit der Hand durch die Haare, drückt ihr Kreuz durch, streckt mir ihre Brüste entgegen. Klare graue, blaue Augen, ein durchdringender Blick. Dass ich Ruhe brauche, sage ich ihr. Sie lächelt mild und platziert mich an der Bar. Sie zapft Bier und füllt Pflaumenschnaps in Gläser. Manchmal sind die Bauern hier oben etwas schroff und wortkarg, sagt sie. Für einige Sekunden ist es so, als hätte sich Stille milchglasscheibenartig über alles gelegt. Ich schiebe das auf den Alkohol. Meine Schläfen pochten.

Der Schnaps ist mild, ölig, lässt den Magen warm werden, später glühen. Nach etlichen Runden stehe ich auf und

gehe in Richtung der Toiletten. Ich strauchele und stoße gegen einen Türrahmen.

Im Foyer höre ich Stimmen aus einem anderen Raum, es riecht nach Vanille- und Kirschzigaretten. In einem Vereinszimmer sitzen an einem großen tafelartigen Tisch etwa zwanzig Frauen. Sie lachen, kreischen, rauchen. Sie bemerken mich, einige zeigen auf mich, werden aber nicht leiser. Ich taumle und halte mich an einem der Tische fest.

Zurück am Tresen beobachte ich Annas grazile Hand beim Bier zapfen. Sie bewegt den Zapfhahn vorsichtig vor und zurück, sie streichelt ihn. Urs' riesige Hand prallt auf meinem Rücken auf, er hält sich an mir fest. Er lallt etwas, Anna versteht ihn. Wir trinken jeder einen Schnaps. Annas Brüste wirken groß. Ihre Augen sind seeblau.

Ich bin betrunken. Ich sage, ich bin müde und muss zurück zum Haus. Zu Fuß sind es fünfzehn Minuten. Um nicht unhöflich zu wirken, lade ich beide zu mir ein. Sie zögern kurz, willigen jedoch ein. Wir machen keinen Termin. Ich verabschiede mich. Die Männer sitzen immer noch wortlos da, trinken Bier und Pflaumenschnaps, im Foyer höre ich die Frauen lachen. Eine von ihnen kommt von den Toiletten zurück, sie ist schwer angetrunken. Sie geht dicht an mir vorbei, schaut mich kurz an und grunzt wie ein Schwein.

Ich starre in den Nachthimmel. Sehr hell die Sterne. Ich stolpere und falle auf den Schotter. Ich krieche zur Seite und lege den Kopf auf das feuchte Gras am Wegrand. Der Nachthimmel. Ich höre Möwengeschrei.

*

Als ich aufwache, ist es grau, ein erstes, zaghaftes Licht. Ich höre die Kuhglocken. Die Bauern, denke ich. Ich fühle mich klar, fast erfrischt. Auf dem Weg zu dem Haus komme ich an umzäunten Weideflächen vorbei. Ich muss durch ein kleines Stück Wald, der wie ein Vorhang vor meinem Grundstück liegt. Ich stolpere über eine Wurzel und falle hin.

Der Geruch des Moores. Tannennadeln, die in meine Wangen stechen.

Daheim fülle ich Wasser in ein Weizenbierglas, trinke es aus und esse dazu einen Teelöffel Honig. Ich fülle das Glas erneut und setze mich auf die Bank vor dem Haus. Es bleibt ein leichtes Stechen hinter der Stirn. Mir fällt zum ersten Mal auf, dass der Efeu die Fassade trotz der Bauarbeiten immer noch fast vollständig bedeckt. Ich döse etwas, nehme mir im Halbschlaf vor, demnächst zu den Reichenbachfällen zu fahren.

Am Nachmittag fahre ich runter nach Biel, zum See. Auf der »Hundemattli« haben sie zwischen zwei Bäumen eine Leine gespannt, auf der sie balancieren. Jugendliche sind im Wasser, schwimmen in Richtung Seemitte. Einer kehrt wieder um, er klettert die Quaikante hinauf, bleibt stehen und schaut unentschlossen auf das Wasser. Er zieht sich an und geht.

Ich stelle mich auf die Quaikante, ziehe Hemd, Hose und Schuhe aus und springe hinein. Kurz nach dem Eintauchen die Stille, dann die Kälte, die Venen und Adern ziehen sich zusammen, das Herz schlägt schneller. Ich öffne die Augen und sehe durch das Wasser. Ich bleibe unter Wasser, zähle bis fünfundvierzig. Dann zieht mich etwas an die Oberfläche und ich schnappe nach Luft.

Wie die anderen schwimme ich in Richtung Seemitte. Schon nach wenigen Metern merke ich, wie meine Arme und Beine schwer, meine Bewegungen langsamer werden. Ich spüre ein kaltes Stechen im Hinterkopf. Ich drehe mich erschöpft um, bemerke, dass ich kaum zwanzig Meter vom Ufer entfernt bin. Ich zwingen mich dazu, weiter zu schwimmen. Als ich bemerke, dass ich zu müde werde, drehe ich um.

Die grünen Berge und das Türkisblau des Sees.

Als ich auf der Quaikante sitze, wird mein Denken klarer. Ich ziehe mich an und fahre zu coop. Hemd und Hose kleben am nassen Körper. Mich fröstelt, meine Hände sind taub. Das Auto stelle ich ohne Parkbillet ab.

Außer Nahrungsmitteln kaufe ich einen Karton Pinot Noir, einen Karton Grappe de Lumière und zwei Zehnerträger Bier. Ich kaufe mehrere Kilo Steaks und Würste, in unterschiedlichsten Marinaden eingelegt, und Zigaretten, Parisienne gelb.

Auf dem Weg zurück halte ich am *End der Welt* an, hinterlasse Urs und Anna eine Nachricht.

Das Wochenende verbringe ich auf der Bank vor dem Haus. Abends setze ich mich an den Kamin und blättere in alten Aktenordnern. Anschließend zerknülle ich die Seiten und verbrenne sie. Ich schaue Tierdokumentationen. Lemuren sind nachtaktiv, tagsüber schlafen sie in Baumhöhlen oder Blätternestern. Ich gehe spazieren, versuche Menschen zu meiden.